

# Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
Wildbader Chronik.

N. 38. 1887.

## Aus Leidenschaft.

Roman  
von  
Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die eiserne Gitterpforte zu Harport's Besizung war noch geschlossen — es war, als der Kommissär mit dem ihn begleitenden Polizeibeamten vor derselben ankam, aber auch nicht Eschbach's Absicht, die Bewohner, die in Nachtruhe ohnehin in aufregender Weise unterbrochen, so zeitig zu stören. Er machte eine andere Entdeckung, welche für ihn von der größten Bedeutung war. An der Erde, dicht neben dem Gitter bemerkt er eine Blutspur. Er untersuchte das Gitter, auch dort fand er Spuren von Blut. Hercher hatte hier offenbar das Gitter überflogen und sich dabei verletzt. Der Regen, der spät am Abend begonnen, mußte nach Hercher's Flucht aufgehört haben, sonst würde er die schwachen Spuren am Gitter abgepflückt haben.

Eschbach wandte seine ganze Spürkraft an, um auf dem feuchten Erdboden die Blutspuren zu verfolgen, und es gelang ihm. In ziemlich weiten Abständen fand er sie auf dem Straßenpflaster, dann rückten sie allmählig näher aneinander und wurden stärker. Die Schnelligkeit, mit der Hercher anfangs geflohen war, hatte nachgelassen, vielleicht infolge der Verletzung, die nicht geringfügig zu sein schien.

Mit dem Scharfblicke eines Indianers ruhte das Auge des Kommissärs auf dem Erdboden, selbst der geringste Fleck konnte ihm nicht entgehen. Da gelangte er an eine Stelle, an der größere und häufigere Blutspuren sich fanden. Hier hatte der Flüchtling offenbar sich ausgeruht, seine Kraft schien erschöpft gewesen zu sein. Nur langsam und mit Mühe schien er sich weitergeschleppt zu haben. Dann hatte er auf einem Steine sich niedergelassen und die Wunde offenbar verbunden, denn von hier ab hörte jede weitere Blutspur auf, und selbst Eschbach's scharfes Auge konnte auf dem Pflaster nicht das geringste Zeichen, welches ihm über den weiteren Weg, den der Flüchtling eingeschlagen, einen Wink gegeben hätte, mehr finden.

Aber eine Entdeckung, die für ihn von der größten Bedeutung war, hatte er gemacht: Hercher war nach der Stadt zurückgekehrt, und bei der offensibaren Schwere der Verletzung, die sich derselbe zugezogen, konnte man mit voller Bestimmtheit annehmen, daß der Entflohenen noch in der Stadt weile.

Hiernach traf er seine Vorkehrungen.

Die Flucht und die Verwegenheit Hercher's, mit der er, kaum der Haft entsprungen, sofort ein neues Verbrechen versucht, hatte in der ganzen Stadt das größte Aufsehen erregt. Es war kein Geheimniß geblieben, daß Dankmann den Entflohenen in Harport's Zimmer überwältigt und überwältigt hatte und von dem Verwegenen so schmächtig getäuscht worden war, Jeder, der den Bildhauer kannte, wollte Näheres von ihm erfahren. Man lachte, weil er den schlauen Menschen sich hatte entschlipfen lassen, so daß Dankmann Tage lang sein Zimmer nicht verließ, nur um den neugierigen Fragen und Blicken auszuweichen.

Die Nachforschungen der Polizei blieben ohne jeden Erfolg, die Staatsanwaltschaft setzte auf die Entdeckung des Entflohenen einen namhaften Preis aus und forderte zu Mittheilungen auf, wenn in irgend einem Hause ein Verlester sich befinde, sie gelangte dadurch nicht weiter. Der Staatsanwalt war der Ansicht, daß Hercher noch in derselben Nacht die Stadt verlassen habe, Eschbach hielt an der Ueberzeugung fest, daß er noch in der Stadt weile. Er bot all' seinen Scharfsinn auf, um den Schlupfwinkel, in den der Verbrecher sich geflüchtet hatte, zu entdecken, es gelang ihm nicht. Er wußte, daß Hercher trotz seiner Verlobung verschiedene Liebesverhältnisse gehabt hatte, er forschte diesen nach, allein auch dadurch entdeckte er nicht die geringste Spur des Entflohenen.

So vergingen Wochen, eine aufreibende Zeit für ihn, denn er gönnte sich wenig Ruhe. Er hatte Meta nicht wieder gesehen, aber durch Ernst erfuhr er, daß sie durch Hercher's Flucht auf's Neue in die größte Aufregung versetzt war.

„Sie wird auch nicht eher zur Ruhe gelangen, bis der entsezhliche Mensch wieder verhaftet ist,“ fügte Ernst hinzu. „Der Gedanke, daß er noch in der Stadt weile, hat sich in ihr festgelezt und erschreckt fährt sie bei dem leisesten Geräusche zusammen. Vergebens habe ich ihr auseinandergesetzt, daß Hercher sicherlich weit, weit entfernt ist und wahrscheinlich bereits auf dem Meere schwimmt. Sie glaubt es nicht.“

„Auch ich glaube es nicht,“ entgegnete Eschbach, der bisher verniedert hatte, über seine Vermuthung mit Ernst zu sprechen. „Er ist nicht der einzige Verbrecher, der sich uns zum Troste hier aufhält. Ist es möglich, daß die Polizei jeden Schlupfwinkel in der großen Stadt kennt? Können wir jedes Haus durchforschen? Wäre er geflohen, so würde er nicht weit gelangt sein, er müßte sonst durch ein neues Verbrechen sich die Mittel verschafft haben. Das ist nach meiner Ueberzeugung nicht geschehen. Auf alle Diebstähle und Raubanfalle, welche in letzter Zeit hier oder in der Umgegend vorgefallen sind, habe ich genau geachtet, und ich glaube nicht, daß Hercher's Hand bei einem einzigen thätig gewesen ist.“

„Meta darf dies nicht erfahren, es würde sie noch mehr beunruhigen.“

„Sie kann ruhig sein,“ versicherte der Kommissär. „Ihre Gedanken treffen übrigens mit den meinigen wunderbar zusammen. Auch ich hege die Vermuthung, daß Hercher, wenn es in seiner Möglichkeit liegt, noch einmal zu Euch zurückkehren wird, und wäre es auch nur, um sich in irgend einer Weise zu rächen, ich habe deshalb Nacht für Nacht einen verkleideten Polizeibeamten sich in Eurer Nähe aufhalten lassen.“

„Würde seine Rache sich nicht noch viel mehr gegen Dich richten?“ warf Ernst ein.

„Gewiß, aber ich fürchte ihn nicht. Ich weiß, wessen ich mich von ihm zu versehen habe und bin deshalb stets auf meiner Hut. Sage Meta nichts von dem, was ich Dir mitgetheilt habe.“

„Gewiß nicht,“ versicherte Ernst. „Wann wirst Du uns einmal besuchen, wir haben Dich längst erwartet, meine kleine Frau befürchtet sogar, Dich durch irgend etwas beleidigt zu haben.“

„Nein, nein, beruhige sie deshalb,“ fiel Eschbach ein. „Ich war sehr in Anspruch genommen und dann glaubte ich auch, daß Deine Schwester noch der Ruhe bedürfte.“

„Wirst Du sie beunruhigen?“ fragte Ernst lächelnd.

Eschbach schwieg auf diese Frage. Er mochte nicht gestehen, daß sein eigenes Herz zu unruhig schlug, wenn er in Meta's Nähe weilte.

„Ich komme bald,“ sprach er hastig und reichte Ernst die Hand zum Abschiede.

„Dann darf ich Meta und Ulu sagen, daß Du heute Abend kommen wirst?“

„Ja,“ entgegnete Eschbach und eilte fort.

Lächelnd blinnte Ernst ihm nach, denn er ahnte, was in dem Freunde vorging, und er kannte keinen Menschen, dem er Meta's Herz und Hand lieber gönnt hätte als ihm.

15.

Mit innerer Unruhe sah Eschbach dem Abende entgegen. Er befürchtete, das, was sein Herz so mächtig bewegte, zu verrathen und noch wollte er es geheim halten. Meta sollte erst völlig wieder gesund sein, ehe er ihr das wiederholte, was er ihr bereits einmal geschrieben hatte.

Der Abend war hereingebrochen, sein Beruf führte ihn zu einem entlegenen Polizeibureau, von dort aus wollte er sich zu Meta, denn an sie allein dachte er, begeben. Wider Vermuthen wurde er auf dem Bureau länger aufgehalten, da er den Wachtmeister, den er suchen mußte, nicht antraf. Während ein Polizeidiener fortellte, den Wachtmeister zu holen, schritt er in dem engen und ungemüthlichen Raume langsam auf und ab. Er zählte die Minuten, und jede derselben schien sich bis zur Ewigkeit auszudehnen.

Da stürzte eine ärmlich gekleidete Frau in das Zimmer und meldete, daß in dem Hause, in welchem sie wohne, ein Mordversuch gemacht worden sei. Abgerissen, durch den Schrecken noch halb verwirrt, erzählte sie, daß über ihr in der Dachwohnung eine arme Nähterin wohne, die

seit Wochen ihren kranken Bruder beherberge. Obgleich sie denselben tren gepflegt habe, sei der Friede zwischen Beiden doch nicht groß gewesen, denn oft seien laute und drohende Worte in der Dachwohnung vernehmbar gewesen. Es habe sich Niemand im Hause darum gekümmert, denn die Nähterin sei wenig beliebt. Da sei sie, die Erzählerin, vorhin durch einen Schuß, der über ihr gefallen, aufgeschreckt und gleich darauf sei das Mädchen blutend zu ihr in das Zimmer gekommen, sei zusammengebrochen und habe nur noch gerufen, daß ihr Bruder auf sie geschossen habe. Mit Mühe habe sie die Verletzte auf's Bett gebracht, ihr Kind zum Arzte geschickt, und sie selbst sei hierher geeilt, um Hilfe zu holen, denn der Bruder des Mädchens habe gedroht, Jeden, der das Zimmer betrete, zu erschließen.

So verworren dies hervorgebracht war, so forschte Eschbach doch nicht weiter, sondern eilte, von einem Polizeidiener begleitet, zu dem bezeichneten Hause, um möglicherweise noch weiteres Unheil zu verhüten. Die Frau folgte ihm und führte ihn zunächst in ihre Wohnung. Die Verletzte lag noch auf dem Bette und schien sehr unruhig zu werden, als sie den Polizeibeamten eintreten sah. Die Verletzung war durchaus keine gefährliche, denn die Kugel war nur durch das Fleisch des Oberarmes gefahren.

Eschbach richtete mehrere Fragen an sie und es fiel ihm auf, daß sie denselben auszuweichen suchte, sie stellte sich viel schwächer, als sie sein konnte. Auf die Frage, wer auf sie geschossen habe, schwieg sie erst, und suchte es dann so darzustellen, als ob eine Unvorsichtigkeit vorliege. Auf den Einwurf, daß sie zu der Frau, in deren Zimmer sie sich befinde, ganz anders gesprochen habe, erwiderte sie, den Kopf auf das Bett zurückliegend, sie wisse nicht, was sie gesagt habe, weil sie sehr erschreckt gewesen sei.

Eschbach gab es auf, weiter in sie zu dringen, er rief einen Mann herbei und befahl ihm, die Verletzte zu bewachen und nicht zu gestatten, daß sie das Zimmer verlasse. Dann begab er sich mit dem Polizeidiener hinaus, um den, der auf das Mädchen geschossen hatte, aufzusuchen. Die zur Dachwohnung führende Treppe war mit neugierigen Frauen und Kindern dicht besetzt, so daß er nur mit Mühe sich den Durchgang verschaffen konnte. Er erfuhr, daß der, den das Mädchen als ihren Bruder bezeichnet hatte, das Zimmer noch nicht verlassen habe. Zwanzig Hände streckten sich gleichzeitig aus, um ihm die Thüre dieses Zimmers zu bezeichnen. Die Furcht vor dem Manne hatte die Neugierigen zurückgehalten, weiter auf der Treppe vorzudringen. Einige Frauen riefen ihm zu, von dem Zimmer ferne zu bleiben, denn Jeder, der in dasselbe eintrete, werde niedergeschossen.

Eschbach hörte auf diese Rufe nicht, er wußte aus Erfahrung, daß rasches, entschlossenes Handeln in solchem Falle das Sicherste sei. Schon mehr als einen gefährlichen Verbrecher hatte er durch unerschrockenes und schnelles Vordringen entworfen.

„Sie folgen mir!“ rief er dem Polizeibeamten zu, sprang die Treppe empor und riß die Thür auf. Das kleine, ärmliche Zimmer war durch eine auf dem Tische stehende Lampe nur spärlich erleuchtet, in dem Bette lag regungslos ein Mann.

Eschbach sprang zum Tische, erfaßte die Lampe und leuchtete dem Daliegenden in's Gesicht. Erschreckt fuhr er zurück, die Lampe entfiel fast seiner Hand, denn die starren, abgekehrten, hohlen Blicke Hercher's blickten ihm entgegen. Das Bett und die Brust des so lange Gesuchten waren mit Blut überströmt, die auf dem Bette ruhende Rechte, welche

einen Revolver noch krampfhaft umschlossen hielt, verrieth ihm auf den ersten Blick, was geschehen war: der unglückselige Mensch hatte, da er der Entdeckung nicht mehr entgehen konnte, durch einen Schuß seinem Leben ein Ende gemacht.

In der Aufregung hatte Niemand im Hause den Schuß gehört, durch den Hercher sich das Leben genommen.

Eschbach deckte ein Tuch über das Gesicht des Todten, ließ die neugierigen Hausbewohner, die in das Zimmer zu dringen suchten, durch den Polizeibeamten zurückweisen und gab dann Befehl, daß die Nähterin, welche ein herbeigeeilter Arzt während der Zeit verbunden hatte, in das Zimmer geführt werde.

Bleich und zitternd trat das Mädchen ein, der Kommissär gestattete ihr, daß sie sich auf einem Stuhle niederließ. Erst jetzt erfuhr sie den Tod des Mannes, den sie gepflegt hatte, und sie bedurfte einer geraumen Zeit, ehe sie im Stande war, auf Eschbach's Fragen zu antworten.

Sie gab ihren Namen an, derselbe war Julie Behrend. Eschbach's Frage, ob ihr der Name des Todten bekannt sei, beantwortete sie dahin, sie kenne ihn bereits seit längerer Zeit, er sei Lehrer und sein Name sei Walther Hendel.

„So heißt er nicht,“ fiel Eschbach ein. „Er heißt Wilhelm Hercher, und war auch nicht Lehrer, sondern Ingenieur.“

Ungläubig schüttelte die Getäuschte mit dem Kopfe.

„Seit wann ist der Mann bei Ihnen?“ forschte der Kommissär weiter.

„Schon seit Wochen. Er pochte eines frühen Morgens an meine Thüre und als ich öffnete, tammelte er fast ohnmächtig in's Zimmer. Er war am Beine verwundet und nicht mehr im Stande, sich aufrecht zu halten. Er bat mich, ihn aufzunehmen und bei mir zu verbergen. Er habe am Nachmittage ein Duell gehabt, bei dem er seinen Gegner erschossen, er selbst sei verwundet. Um der Strafe zu entgehen, sei er geflohen, die Polizei suche ihn, er sei verloren, wenn er entdeckt werde, ich solle ihm nur so lange eine Zufluchtsstätte ge-

währen, bis er wieder hergestellt sei, dann werde er fliehen und nie vergessen, welchen Dienst ich ihm geleistet habe.“

„Sie glaubten ihm?“

„Ja. Er war in der That verwundet. Dennoch weigerte ich mich, ihn hier zu behalten, allein er bat so dringend, er stellte mir vor, daß mich nicht die geringste Verantwortung treffen könne, Niemand werde Verdacht schöpfen, wenn ich ihn den Hausbewohnern gegenüber als meinen Bruder ausbebe, er versprach mir, mich zu heirathen, sobald er wieder genesen und in Sicherheit sei, und als ich auch da noch schwankte, gab er mir dies Versprechen schriftlich.“

„Haben Sie das Schriftstück noch?“ fiel Eschbach ein.

„Ja.“

Das Mädchen nahm aus einer Kommode ein beschriebenes Papier. Dasselbe enthielt in der That das schriftliche Versprechen, sie zu heirathen, und war unterzeichnet: „Walther Hendel, Lehrer.“ Die Schrift war unzweifelhaft von Hercher's Hand. Der Schlaue hatte in kluger Berechnung auch die Anfangsbuchstaben seines eigenen Namens gewählt.

Auf Eschbach's Aufforderung erzählte die Nähterin weiter, daß jener vermeintliche Lehrer Hendel, der ihre Hilfe erbeten, an seiner Verletzung schwer gelitten habe. Sie habe es nicht an Pflege fehlen lassen, dennoch sei die Wunde von Tag zu Tag schlimmer geworden, gleichwohl sei er mit größter Entschiedenheit dagegen gewesen, daß sie einen Arzt rufe oder irgend Jemand zu Rathe ziehe. Je mehr sein



Indianer bei der Bereitung des Hornjuckers. (S. 152)

Zustand sich verschlimmert habe, um so unruhiger und ungeduldiger sei er geworden. Sie habe die geringen Ersparnisse, die sie sich gemacht, feinetwegen zusehrt, und als sie nicht mehr im Stande gewesen sei, ihn so zu pflegen, wie er es gewünscht habe, sei er oft sehr heftig geworden. „Wie kam es, daß er auf Sie schoß?“ fragte der Kommissär.

„Er verlangte Wein zu seiner Stärkung, ich weigerte mich, denselben zu holen, weil ich kein Geld mehr hatte, da wurde er sehr heftig und drohte mir. Ich erwiderte, daß ich ihn nicht länger bei mir behalten, sondern zur Polizei gehen und seinen Aufenthalt anzeigen werde, ich schritt zur Thüre, obichon es nicht meine Absicht war, die



Miezchens neue Cravatte. (S. 162)

Drohung auszuführen, da riß er den Revolver, der über dem Bette hing, herab und schoß nach mir.“

halten und hing ihn neben dem Bette an die Wand.“

„Weshalb?“

„Woher hatte er den Revolver?“  
 „Vor ungefähr einem halben Jahre wohnte einer meiner Brüder bei mir, derselbe hatte sich den Revolver gekauft, aber zurückgelassen, als er fortging. Ich zeigte ihn dem Kranken, er wünschte ihn zu be-

„Er sagte, wenn er entdeckt werde, so wolle er sich lieber erschießen, als der Polizei in die Hände fallen, denn er werde wegen des Duells mit Gefängniß bestraft werden, und schon der Gedanke an das Gefängniß sei ihm unerträglich.“

(Fortsetzung folgt.)

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Die Bereitung des Ahornzuckers.** (Mit Bild auf Seite 150.) — Der in Nordamerika heimische Zuderahorn enthält gleich unserer Birke im Frühjahr eine Menge zuderhaltigen Saftes, der durch Eindämpfen zu Zucker verarbeitet werden kann. Die weißen Ansiedler der Neu-Englandstaaten ziehen daher zu Anfang März in den Wald, zapfen die zuderhaltigen Bäume an, sammeln den Saft in Gefäßen und kochen ihn zu dem rohen, krümelnden, bräunlichen, nicht krystallisirenden Ahornzucker ein, welcher sehr haltbar und trotz seines etwas herben Beigeschmades sehr geschätzt ist. Das haben ihnen nun neuerdings auch die Indianer abgesehen, und unser Bild auf Seite 150 führt den Lesern ein Indianerdorf zur Zeit der Zuderbereitung vor Augen. Wir sehen die angezapften Bäume mit den untergestellten Eimern, sehen den Schlitten mit der Kufe, welcher von Baum zu Baum fährt, um den Ahornsaft aus den Eimern zu sammeln, und endlich im Vordergrund den großen eisernen Kessel, worin bei Tag und Nacht andauernder Feuerung der Zucker eingedampft und in markt gute Waare verwandelt wird, welche die Ansiedler gern kaufen.

**Miezchens neue Kravatte.** (Mit Bild auf S. 151.) — Die beiden Mädchen auf dem hübschen Genrebilde von W. Schütz, das unser Holzchnitt auf Seite 151 wiedergibt, haben schon oft bemerkt, wie stolz ihre Brüder waren, wenn sie Sonntags mit einer neuen Kravatte — namentlich wenn diese recht schön buntfarbig — zur Kirche gehen durften, und so haben sie denn in ihrem naiven Sinne beschlossen, auch die Hauskravatte mit einem solchen Schmuck zu versehen. Jetzt ist das Werk vollendet, und die Kleinere hält der Krage den Spiegel vor, damit diese sich auch selbst bewundern könne. Miezchen scheint zwar nicht sonderlich erbaut von dieser Auszeichnung, ist jedoch gut erzogen und klug genug, um den Mädchen, deren Liebhaber die Krage ist, den Spaß nicht zu verderben, und hält daher ruhig still.

**Seltene Bestrafung eines Kirchenräubers.** — Am 23. Mai 1778 ging der Küster der St. Michaelskirche zu Jori in der französischen Landschaft Sologne früh vier Uhr nach dem Gotteshause, um zum Angelus zu läuten. Zu seiner großen Bestürzung fand er die Thüre offen und Spuren von Einbruch unverkennbar. Er eilte verstimmt zum Pfarrhause und meldete dem Geistlichen, Herrn Vibert, was er gesehen. Der Pfarrer säumte nicht, dem Küster zu folgen, und erlebte, in die Kirche eingetreten, ein an's Wunderbare grenzendes Schauspiel. Vor der Thüre der Sakristei (wo die Abendmahlsgesetze und andere Kostbarkeiten der Kirche verwahrt wurden) lag, auf den Fußboden hingestreckt, ein wild aussehender Mensch todt in seinem Blute, durchbohrt von der Lanze des heiligen Michael, dessen Holzbild halb zertrümmert auf seiner einen Seite lag, auf der anderen eine zähneflehende Teufelsfigur, stark beschädigt. Dem erschrockenen Pfarrer schwamm vor unbeschreiblicher Bestürzung zuerst Alles vor den Augen und er war einer Ohnmacht nahe. Aber unter Beihilfe des Küsters erholte er sich bald und stellte nun folgenden seltsamen Vorgang fest. Die Räuber (es waren nach unverkennbaren Spuren ihrer mehrere gewesen) hatten, in die Kirche eingedrungen, die stark versicherte Thüre zur Sakristei erbrechen wollen. Ihr heftiges Rütteln und Stoßen hatte die lebensgroße, über der Thürfütterung befindliche Gruppe, „Sankt Michael mit Satanas kämpfend“, dermaßen erschüttert, daß die waren und der Heilige mit der Lanze dem nächsten Freveler die Brust durch und durch gestochen hatte. Die Uebrigen waren, von wildem Entsetzen gepackt, entflohen; der Durchbohrte hatte sich zwischen Teufel und Sankt Michael verblutet. „Aber, Küster,“ fragte endlich der tief erschütterte alte Pfarrer, „die Lanze des Heiligen war ja von altem wurmfressigen Holze und halb zerfallen; wie konnte die den starken Mann durchbohren?“ — „Hochwürdiger Herr,“ antwortete der Küster, „Sie haben Recht, und die Lanze hatt's nicht gethan. Aber da mußte sie mir, als ich in den letzten Fasten den Heiligen verhüllen wollte, unter den Händen in Staub zerfallen, und ich — ahnungslos, was ich thue — hole den alten schweren Sponton, der noch auf dem Kirchboden unter anderem Eisenwerk lag, und besetzte diesen dem Heiligen statt jener in der Hand! Nun sage mir Einer, ob er solchen zu führen gewußt! Wahrlich, die Sakristei sammt den geweihten Schätzen waren in guter Hut!“ — Die Wahrheit der Geschichte ist wohl verbürgt. [L. B.]

**Ein Schachmatador.** — Der Opernkomponist François Philidor, gestorben im Jahre 1795, war nebenbei ein unübertrefflicher Meister auf dem Schachbrette. Unter Anderem vermochte er das Spiel einer Person im Nebenzimmer zu leiten, während er selbst eine zweite Partie spielte. Doch strengte das seinen Geist zu sehr an, weshalb er sich selten dazu bereit fand. Der Graf v. Artois hatte von dieser Fertigkeit gehört und bot dem Künstler eine solche Partie um hundert Louis'd'or an. Philidor erklärte dem Prinzen, daß derselbe die Partie ganz gewiß verliere, gab aber endlich nach, worauf Artois die beiden Spieler bezeichnete, wovon der Eine nach Angabe Philidor's die Figuren setzen, während der Andere, selbst ein tüchtiger Meister, selbstständig vorgehen sollte. Heimlich befahl der Prinz aber dem Gehilfen Philidor's, einm der ihm von demselben aufgetragenen Züge unrichtig auszuführen.

Dann setzte er sich selbst mit Philidor zur Partie nieder. Beide Turniere begannen. Nach einigen von dem Mann im Nebenzimmer gemeldeten Zügen gebot Philidor demselben, einen Springer zu ziehen. Der Gehilfe aber zog statt dessen einen Läufer und berichtete etwa zwanzig Züge später, daß der Gegner seinem König mit der Königin Schach böte. „Das ist unmöglich!“ rief Philidor. „Unser Springer würde sie ja nehmen!“ — „Es steht kein Springer da,“ rief der Mitschuldige des Prinzen, „sondern ein Läufer.“ — „Was, ein Läufer?“ Philidor hielt die Hand vor die Augen und ließ die Partie noch einmal in der Erinnerung vorübergehen. „Bei dem fünften Zuge,“ sagte er dann, „als ich Sie anwies, den Springer zu ziehen, haben Sie mich falsch verstanden und dafür den Läufer gezogen.“ Bei diesen Worten erhob sich der Graf v. Artois, von Erstaunen und Bewunderung Hingerissen, von seinem Sitze, bekannte den gespielten Streich und bat um Verzeihung. Am nächsten Morgen schickte er dem Künstler die hundert Louis'd'or in einer goldenen Dose mit seinem Namenszuge in Diamanten. [L. M.]

**Lügenfräulein.** — „Du bist ein rechter Lügenfräulein!“ heißt es oft mehr drollig als boshaft im Volksmunde. Dieser seltsame Titel für einen Menschen, der die Unwahrheit spricht, datirt aus sehr alter Zeit. Nach dem Tode Kaiser Friedrich Barbarossa's, wie nach dem Friedrich's II., trat nämlich eine Reihe von Prätendenten auf, welche sich für Barbarossa resp. für Friedrich II. ausgaben. Schloffer spricht in seiner Weltgeschichte von dreißig solcher Prätendenten. Für Friedrich II. gab es deren wenigstens sechs, welche seit dem Auftreten eines derselben, des Tilo Rolup (Dietrich Holzschuh), „Lügenfräulein“ genannt wurden. Einen henkte man in Sicilien; er hatte die Leute zu überreden gesucht, er sei Kaiser Friedrich und habe, um seine früheren Sünden zu sühnen, eine Wallfahrt in das gelobte Land unternommen, von wo er nunmehr zurückgekehrt sei. Um die selbe Zeit (1286) trat ein Anderer mit denselben Ansprüchen in Apulien auf. Ebenfalls einer in Lübeck, der aber vorzog, sich bei Zeiten aus dem Staube zu machen. Ebenfalls verbargte sich bei Ankunft des Kaisers Rudolph (1273 bis 1291) ein gewisser Heinrich, der sich bis dahin als kaiserliche Hoheit gerirt hatte. Den oben genannten Tilo Rolup, der in Neuf zur Freude der Feinde Rudolph's von Habsburg sein Unwesen trieb, sollen die Weglarer, und einen anderen ähnlichen Betrüger König Adolph zu Eßlingen haben verbrennen lassen. [R.]

**Der Fürstentpalm.** — Hoffährige und hochmüthige Beamte waren dem Herzog Ernst I. von Gotha, der Fromme genannt, ein Greuel. Als er einstmals erfuhr, daß ein solcher Beamter die Unterthanen plage, sandte er ihm eine Bibel mit dem Auftrage, alsbald den 101. Psalm zu lesen. Der Beamte fing an zu lesen und fand im 5. und 6. Verse die Worte: „Ich mag dich nicht, der stolze Geberden und hohen Muth hat. Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gerne fromme Diener.“ — Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf den Beamten, daß er plötzlich wie umgewandelt wurde und sich bestrebte, der gefällige Beamte zu sein. Unter den Amtleuten und Hofdienern aber entstand das Sprichwort, wenn Einer sich nicht wohl verhielt: „Der wird bald den Fürstentpalm zu lesen bekommen.“ [O. Sch.]

**Nur gemüthlich!** — Die „Morningpost“ in Boston vom 24. April 1822 kündigte thatächlich folgendes an: „Der Redakteur gibt hiermit den geehrten Lesern Nachricht, daß nächsten Sonnabend kein Blatt erscheint, indem er einen großen Kruthahn zum Geschenk erhielt, den er an diesem Tage in Ruhe verzehren möchte!“

**Charade.**

Die beiden Ersten jedes Jahr Ganz unabweislich kommen. Von meiner Dritten hast fürwahr Du in der Schweiz vernommen. Willst Du zum Ganzen, wiederum Wird Dir die Schweiz nur frommen.

Adolf Nagel.

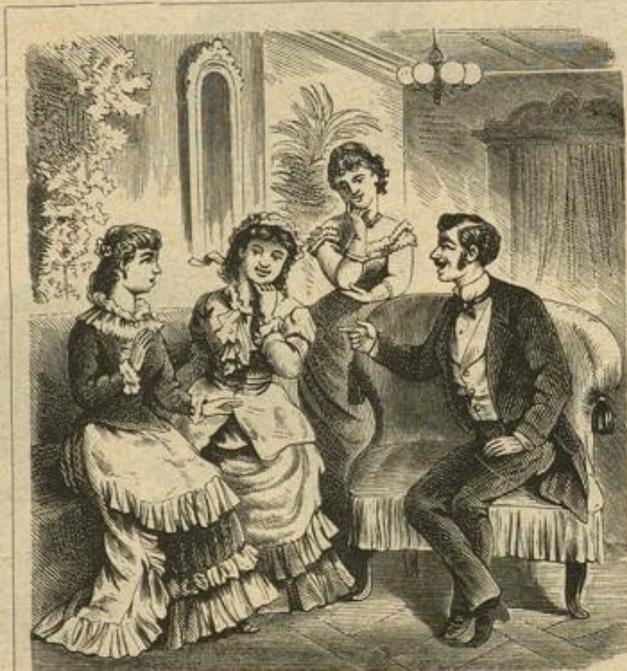
Auslösung folgt in Nr. 39.

**Auflösungen von Nr. 37:**

des Rapsel-Räthfels: Lehrer — Ehre;  
des Silben-Räthfels: Paganini, Walbert, Utrecht, Lodoiska, Jurup, Neco, Escadron, Pippi, Ural, Campe, Chriemhild, Agrippa (Pauline Lucca — Adeline Patti).

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag von Chr. Widdbrecht in Wildbad.  
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von  
Hermann Schönlein in Eutingen.



Auch dabei.  
Ein Herr erzählt in Damengesellschaft von dem Leben und Treiben eines Viehmarktes.  
„Denken Sie sich nur,“ ruft er aus, „was für ein Gewühl das war! 3000 Köpfe waren dort!“  
„O Gott!“ ruft entsetzt ein Dämchen, „wie froh bin ich, daß ich nicht dabei war!“

